



Die Beauftragte  
der Bundesregierung  
für Kultur und Medien

Bundesinstitut  
für Kultur und Geschichte  
der Deutschen im östlichen Europa



**Li-Be** Literaturhaus  
Berlin

In der Reihe „Shared Heritage – gemeinsames Erbe“

# Shared Heritage – Niederschlesien erzählen

Ein Gespräch mit Olga Tokarczuk

Literaturhaus Berlin, 28. Oktober 2021

# Shared Heritage – gemeinsames Erbe

## Kulturelle Interferenzräume im östlichen Europa als Sujet der Gegenwartsliteratur

Zahlreiche Autorinnen und Autoren der europäischen Gegenwartsliteratur begeben sich in ihren Texten auf literarische Spurensuche in den kulturellen Interferenzräumen ihrer Herkunft, Sehnsucht oder Imagination. Häufig setzen sie sich – wie etwa Maja Haderlap, Paweł Huelle, Katja Petrowskaja, Jaroslav Rudiš oder die Literatur-Nobelpreisträgerin des Jahres 2018 Olga Tokarczuk – dabei mit ererbten Traumata auseinander und beschäftigen sich mit der Historie von Regionen multikultureller Prägung im östlichen Europa wie etwa Niederschlesien, Böhmen, Siebenbürgen oder dem Wolgagebiet. Vor allem die Enkelgeneration thematisiert Kriege, Zerstörungen, Vernichtungen und Zwangsmigrationen, aber auch Neuanfang und Integration auf neue Art und Weise.

Der Begriff des „Shared Heritage“, des gemeinsamen Kulturerbes, wurde von dem polnischen Kunsthistoriker Andrzej Tomaszewski geprägt. Er steht spätestens seit dem Europäischen Kulturerbejahr 2018 für ein ideelles Konzept, das eine Brückenfunktion impliziert. Inwiefern kann es produktiv sein, den Begriff des gemeinsamen bzw. geteilten kulturellen Erbes das durchaus auch als schwieriges Erbe verstanden werden kann, auf literarische Texte zu beziehen? Nimmt die aktuelle Shared Heritage-Literatur eine Brückenfunktion in Hinblick auf das kulturelle Gedächtnis verschiedener Regionen ein?

Diese Fragen stehen im Zentrum eines literaturwissenschaftlichen Projekts, das seit 2020 im Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) realisiert wird und das selbst Brücken schlagen möchte zwischen der Wissenschaft und der Gegenwartskultur, zwischen der Textanalyse und der Präsentation von Gegenwartsliteratur.

Im Jahr 2020 hat die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien gemeinsam mit dem BKGE im Rahmen der EU-Ratspräsidentschaft Deutschlands eine Veranstaltungsreihe mit Lesungen und literaturwissenschaftlicher Tagung zur Shared Heritage-Literatur durchgeführt – im Literaturhaus Berlin sowie an weiteren Veranstaltungsorten in ganz Deutschland. Die Reihe wurde 2021 durch die in dieser Broschüre dokumentierte Veranstaltung mit Olga Tokarczuk zum Thema „Niederschlesien erzählen“ fortgesetzt.

Wir freuen uns sehr, dass wir erneut mit dem Literaturhaus Berlin zusammenarbeiten und dort mit Olga Tokarczuk zu Gast sein konnten.

*Dr. Silke Pasewalck*

Bundesinstitut für Kultur und Geschichte  
der Deutschen im östlichen Europa (BKGE)

# Grußwort

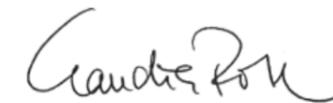
*Staatsministerin Claudia Roth MdB*

## Für eine gemeinsame Zukunft der demokratischen Gesellschaften in Vielfalt

Im Klappentext zu einem der Werke der Literaturnobelpreisträgerin Olga Tokarczuk heißt es: „Es geht darum, ex-zentrisch zu werden, indem wir das Zentrum verlassen, den Bezirk einer als allgemein gedachten, geordneten und akzeptierten Erfahrung der Wirklichkeit. Die bewusste Suche also nach einer Perspektive, die bis dahin nicht geläufig gewesen ist und die nun sichtbar werden lässt, was bisher übergangen wurde.“

Die Begegnung mit Olga Tokarczuk in Berlin hat gezeigt, wie vielfältig und bereichernd, ja „ex-zentrisch“ neue Sichtweisen auf vermeintlich wohl bekannte Themen sein können. Die Veranstaltung ist Teil des Projekts „Shared Heritage – Gemeinsames Erbe“, das sich mit aktueller Literatur auseinandersetzt und am Beispiel von kulturellen Interferenzräumen des östlichen Europa die Kraft von Literatur aufzeigt, Trennendes zu überwinden und Multiperspektivität zu fördern. Olga Tokarczuk ermöglicht uns als Schriftstellerin in und aus Niederschlesien (Dolny Śląsk), diese ehemals deutsche Region im Heute zu sehen, wenn sie über dortige Orte, Landschaften und ihre Menschen aus polnischer Sicht schreibt. Ein solcher Blick jenseits nationaler Grenzen fördert das Zusammenleben und den Zusammenhalt der Menschen in Europa, schafft Verständnis und Toleranz und leistet damit einen unentbehrlichen Beitrag für die Gestaltung einer gemeinsamen Zukunft der demokratischen Gesellschaften in ihrer ganzen Vielfalt.

Ich danke dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa und allen Beteiligten für diese tollen Begegnungen und wünsche eine inspirierende Lektüre.



*Claudia Roth MdB*

Staatsministerin für Kultur und Medien



# Shared Heritage – Niederschlesien erzählen

## Begrüßung

**Sonja Longolius** | Herzlich Willkommen im Literaturhaus Berlin und im Live-Stream bei Ihnen zu Hause! Mein Name ist Sonja Longolius und ich begrüße Sie sehr herzlich zu einem besonderen Abend, den wir gemeinsam mit dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) auf Polnisch und auf Deutsch gestalten werden. Wir sind besonders glücklich und nicht minder stolz, heute Abend die Literaturnobelpreisträgerin **Olga Tokarczuk** zu Gast zu haben, herzlich willkommen liebe Olga Tokarczuk! Ebenfalls sehr herzlich begrüße ich **Olga Mannheimer**, Autorin und Journalistin aus München. Sie wird uns durch den heutigen Abend führen und auch konsekutiv dolmetschen. Die deutschen Texte wird heute Abend **Maria Luft** lesen. Bei ihr und **Silke Pasewalck** vom Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa möchte ich mich sehr herzlich für diese schöne erneute Zusammenarbeit bedanken. Ich übergebe jetzt das Wort an Frau Pasewalck und wünsche Ihnen einen spannenden Abend!

## Einführung

**Silke Pasewalck** | Ich begrüße Sie sehr herzlich im Namen des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. *Witam Państwo serdecznie w imieniu Instytutu Federalnego ds. Kultury i Historii Niemców w Europie Wschodniej!* Liebe Olga Tokarczuk, liebe Olga Mannheimer, liebe Leiterinnen des Literaturhauses Berlin und liebe Gäste. Das Gespräch mit Ihnen, Olga Tokarczuk, steht heute unter dem Motto „Shared Heritage – Niederschlesien erzählen“. Ich freue mich sehr, dass Sie unserer Einladung nach Berlin gefolgt sind, denn Sie schreiben aus meiner Sicht „Shared Heritage-Literatur“. In Ihrer Nobelpreisrede, Frau Tokarczuk, sagen Sie:

„Mein Traum sind hohe Aussichtspunkte und weite Perspektiven, die den Blick auf Kontexte ermöglichen, die alles je Erwartete überschreiten. Mein Traum ist eine Metapher, die kulturelle Unterschiede überwindet. Mein Traum ist eine weit gefasste und

grenzüberschreitende Literatur, die den Lesern ans Herz wächst.“

„*Marzy mi się wysokie punkty widzenia i szerokie perspektywy, w których kontekst wykracza daleko poza to, czego moglibyśmy się spodziewać. [...] Marze mi się metafora która przekracza różnice kulturowe, i w końcu gatunek który stanie się pojemny i transgresyjny a jednocześnie ukochają go czytelnicy.*“

In ihren Erzähltexten wird die Region Niederschlesien – *Dolny Śląsk* – zu einem literarischen Imaginationsraum, der gleichermaßen märchenhafte wie unheimliche Züge trägt. Wie Schneewittchen im gleichnamigen Märchen der Brüder Grimm Räume betritt, deren Bewohner abwesend sind, werden in ihren Geschichten etwa in „*Dom dzienny, dom nocny*“ („Taghaus, Nachthaus“) die Orte, Häuser und Landschaften am Flusslauf der Oder oder im Riesengebirge mit einem Sensorium für das Abwesend-Anwesende beschrieben und in ihren imaginativen wie realen Tiefenschichten ausgeleuchtet. In Ihren Erzählungen begegnen uns Figuren, die sich als „Nachbarn in der Zeit“ – *sąsiedzi w czasie* – begreifen lassen, wie sie in Ihrem Essay „Schneewittchensyndrom und andere niederschlesische Träume“ („*Syndrom Królowny Śnieżki i inne sny dolnośląskie*“) schreiben. Ihre Geschichten eröffnen neue Perspektiven, das Vorgefundene wird zu einem gemeinsamen Erbe, vielleicht auch zur Bürde der einstigen und heutigen Bewohner.

Die heutige Veranstaltung wird im Rahmen der Reihe „Shared Heritage – gemeinsames Erbe. Kulturelle Interferenzräume im östlichen Europa als Sujet der Gegenwartsliteratur“ gefördert, die vor einem Jahr gemeinsam mit der Kulturstaatsministerin im Rahmen des begleitenden Kulturprogramms zur EU-Ratspräsidentschaft Deutschlands stattgefunden hat, unter anderem auch hier im Literaturhaus Berlin, unter Bedingungen der Pandemie leider ohne Gäste und nur *online*. Deswegen ist es sehr schön, dass Sie heute als Gäste da sind!

Mit Olga Tokarczuk wollen wir das Programm in diesem Jahr fortsetzen.

Das Bundesinstitut und die dort arbeitenden Kolleginnen und Kollegen sind mit vielen Einrichtungen in Schlesien und besonders in Breslau (Wrocław) verbunden. Ich möchte nur erwähnen, dass wir seit 2009 eine lebendige Partnerschaft mit dem Institut für Germanistik der Breslauer Universität haben.

Frau Tokarczuk, Schlesien ist nicht nur der *locus amoenus*, der Ihre Texte inspiriert, Sie engagieren sich auch für diese Region, in der Sie selber leben und die Sie als Grenzregion, Region der Grenzüberschreitung und des kulturellen Dialogs verstehen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, dass vor einigen Tagen das Festival „Berge der Literatur“ (*Festiwal „Góry literatury“*), das Sie mitgegründet haben und auch maßgeblich fördern, mit dem Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen ausgezeichnet wurde. Das ist zwar kein Nobelpreis, aber diese Ehrung würdigt Ihr wertvolles Engagement für das Verhältnis von Region und Literatur, das nicht mit Regionalliteratur im herkömmlichen Sinne zu verwechseln ist. Zum Ablauf des Abends: Zuerst wird Olga Mannheimer mit Olga Tokarczuk ins Gespräch kommen und Olga Tokarczuk wird eine Passage auf Polnisch aus dem schon genannten Essay „Schneewittchensyndrom“ lesen, der wahrscheinlich nicht so bekannt ist<sup>1</sup>. Diese Passage wird im Anschluss auf Deutsch von Maria Luft vorgelesen. Nach dem Gespräch gibt es die Möglichkeit, dass Sie aus dem Publikum Fragen an Frau Tokarczuk richten. Dazu sind Sie jetzt schon herzlich eingeladen. Ich wünsche uns allen einen spannenden, inspirierenden Abend!

<sup>1</sup> Der Text „Das Schneewittchensyndrom und andere niederschlesische Träume“ ist in dieser Broschüre nachgedruckt. Wir danken dem Leipziger Universitätsverlag für die freundliche Genehmigung.



© Lukasz Giza



**Olga Tokarczuk** (\*1962 in der Nähe von Zielona Góra/Grünberg) lebt in Wrocław/Breslau; ihre Sujets spielen bevorzugt in Grenzgebieten und Kontaktzonen, sei es an der polnisch-tschechischen Grenze in Niederschlesien (*Dom dzienny, dom nocny*, 1998; dt. *Taghaus Nachthaus*, 2001) oder in den polnischen Ostgebieten (pl. *Kresy*), deren jüdischer Tradition sie in ihrem historischen Roman *Księgi Jakubowe* (2014; dt. *Die Jakobsbücher*, 2019) nachgeht.



**Olga Mannheimer** lebt als Literaturkritikerin, Dolmetscherin und Publizistin in München.



# Olga Tokarczuk zu Gast im Literaturhaus Berlin

## Gespräch

**Olga Tokarczuk** | Ich möchte zuerst alle Berliner begrüßen, die heute ins Literaturhaus gekommen sind. Ich fühle mich diesem schönen Ort sehr verbunden und kehre sehr gerne hierher zurück. Ich war vor 20 Jahren für ein ganzes Jahr in Berlin, und das Literaturhaus hatte immer eine besondere Bedeutung für mich, so sehr, dass ich hoffe, in Breslau ein ganz ähnliches Begegnungszentrum zu schaffen. Ich möchte auch alle Schlesier und Niederschlesier hier begrüßen, insbesondere diejenigen, die sich mit der Geschichte dieser Region befassen. Ich freue mich, heute zusammen mit Olga Mannheimer hier im Literaturhaus zu sein!

**Olga Mannheimer** | Als Olga eben hier hereinkam, sagte sie: „So eine schöne Villa, das machen wir bei mir in Breslau auch!“ Sie meint damit die Stiftung, die sie in Breslau gegründet hat. Es kommt häufiger vor, dass sie sich in deutschen Städten sehr vertraut, wie zuhause fühlt.

**Olga Tokarczuk** | Das ist nicht nur das große Thema der Identität, sondern auch des Vertrautseins oder Nicht-Vertrautseins. Ich bin 17 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg geboren und zwar auf dem Land im nördlichen Teil von Niederschlesien in der Nähe von Zielona Góra (Grünberg). Meine Eltern arbeiteten

in der Volkshochschule und damals war diese ganze Region noch sehr stark durch die deutsche Kultur geprägt. Es gab noch Deutsche und ich wurde dadurch sehr stark beeinflusst, nicht nur durch die von deutscher Sprache und Kultur geprägte Atmosphäre, sondern auch durch die Landschaft, die Architektur, die Gerüche dort, z. B. den Geruch der schlesischen Erde. Und diese landschaftliche, atmosphärische Stimmung würde ich wirklich als einen Raum bezeichnen, in dem das deutsche „kulturelle Gepäck“ sehr spürbar war. Ich lehne es ab, Fragen der Identität in einfache Kategorien zu unterteilen, etwa in Fragen von Nationszugehörigkeit oder sprachlicher Zugehörigkeit. Ich glaube vielmehr, dass die Identität eines Menschen sehr viel komplexer und vielschichtiger ist, als dass man das so einfach aufteilen könnte. Ich lebe heute in Niederschlesien, in einer Region, die man auf Polnisch *Dolina Kłodzka* (Glatzer Kessel) nennt. Das Besondere an dieser Region in der ehemaligen Grafschaft Glatz ist, dass sie 1945 zum ersten Mal in der Geschichte dem polnischen Staat zugeteilt wurde. Und interessanterweise haben viele Deutsche schon vergessen, dass diese Grafschaft Glatz einmal zu Deutschland gehört hat, das habe ich zum Beispiel erlebt, als wir auf der Berlinale mit Agnieszka Holland den Film „Die Spur“ vorgestellt haben, die Verfilmung meines Romans „Der Gesang der Fledermäuse“ („*Prowadź swój pług przez kości umarłych*“), die den Silbernen Bären bekommen hat. Sie spielt im Glatzer Kessel und ein junger Journalist fragte, wo in Europa sich diese Landschaft eigentlich befinde. Und ich fragte: „Kennen Sie diese Region nicht? Das ist doch die Grafschaft Glatz...“. Gerade meine Generation, die nicht mehr so stark mit den Traumata des Zweiten Weltkriegs belastet ist, beschäftigt sich damit, die Vergangenheit wieder aufzudecken. Insbesondere in den 1990er Jahren begann so eine Art „Herumgraben in der Geschichte“ und die Beschäftigung mit diesen westlichen Regionen Polens, die ehemals zu Deutschland gehört haben und dem polnischen Staat zugeteilt worden sind. Es ist ein wirklich faszinierender Prozess – besonders für Sozialforscher – zu sehen, wie mit der Zeit eine Kultur, die eigentlich nicht mehr lebendig war, jetzt eine Art Wiederbelebung in Polen erfährt, durch eine neue Generation einer ganz anderen Kultur und Sprache geschätzt wird und neues Interesse weckt.



Wenn Sie gleich Fragmente aus meinem Text hören, den ich schon vor 20 Jahren geschrieben habe und der für mich deshalb ein sehr alter Text ist, dann werden Sie vielleicht besser verstehen, welche Faszination diese Vergangenheit wecken kann, die in einer anderen Sprache erklang, aber auch heute noch in einem neuen Kultursprachraum vibriert und zu spüren ist.

**Olga Mannheimer** | Bevor wir jetzt Auszüge aus den Texten hören werden, möchte Olga noch eine besondere Erinnerung mit Ihnen teilen: Anfang der 1990er Jahre hatte sie ein schon ein bisschen heruntergekommenes, ehemals deutsches Haus in der Nähe von Neurode (Nowa Ruda) gekauft und dort eine Hündin aufgenommen, die sie in einer Scheune gefunden hatte. Diese Hündin hatte keine eigenen Welpen mehr, aber in der Scheune gab es Katzenkinder. Ihre Mutter war verloren gegangen, und die Hündin hat diese kleinen, neugeborenen Katzen mit ihrer Milch gesäugt. Als Olga das einem Tierarzt erzählte, sagte er, das sei unmöglich.

Normalerweise gibt es diese Art Verbindung zwischen den Tiergattungen nicht. Für Olga war das eine besonders schöne Metapher: Wenn zwischen Tiergattungen diese Art von Verbundenheit, von Pflegeinstinkten und sogar Zärtlichkeit möglich ist, dann müsste das doch auch über andere Grenzen hinweg möglich sein – über geografische, kulturelle oder andere, welcher Natur auch immer.

**Lesung der Texte auf Polnisch und Deutsch – siehe die Seiten 18–23 in farbiger Schrift hervorgehoben**

**Olga Mannheimer** | Vielen Dank für diesen Essaytext, den ich noch gar nicht kannte. Er ermöglicht uns eine Art „archäologischen“ Zugang zum Werk von Olga Tokarczuk. Haben Sie übrigens in einer der vorgetragenen Passagen die Figur der Marta mit den „ausgeleierten Knopflöchern“ erkannt? Sie begegnet uns als Protagonistin im Roman „Taghaus, Nachthaus“.

Wir haben zu wenig Zeit, um Ihnen alle neuen Bücher von Olga Tokarczuk vorzustellen, aber einige von Ihnen werden vielleicht schon von den „Jakobsbüchern“ („*Księgi Jakubowe*“) gehört haben. „Die Jakobsbücher“ sind geprägt von Olga Tokarczucs Vorliebe für häretische Gedanken – und das wiederum hat sehr viel mit dem Phänomen der Peripherie zu tun. Wir werden darauf noch genauer zu sprechen kommen. Und wenn Sie den neuesten Essay-Band von Olga – „Übungen im Fremdsein“ („*Czuły narrator*“) entdecken, werden Sie sehen, dass bestimmte Gedanken, die schon vor im Jahren im Essay „Schneewittchensyndrom“ angesprochen wurden, sich inzwischen in verschiedene Richtungen weiterentwickelt haben. Und ich hätte große Lust, Ihnen das alles vorzustellen, aber ich nehme an, Sie möchten lieber Olga Tokarczuk hören...

Wir sind jetzt schon seit einer Woche unterwegs, und seit einer Woche versuche ich, mit ihr über Häresien, Pilze und Rhizome<sup>2</sup> zu sprechen. Bis jetzt ist das nicht gelungen, dies ist meine letzte Chance in diesem Jahr...

**Olga Tokarczuk** | Olga ist großartig und spricht verschiedene Sprachen, manchmal verwechselt sie Wörter und erfindet neue. Jetzt hat sie beim Übersetzen das Wort *grzybostwo* [ein Fantasiewort wie „Pilzheit“] erfunden...

**Olga Mannheimer** | Das sind alte Scherze zwischen uns... Ich bin als Kind aus Polen ausgewandert und beim Übersetzen schaffe ich manchmal polnische Neologismen. Zum Beispiel habe ich einen wunderbaren Text von Olga Tokarczuk ins Polnische zurückübersetzt, aber es kam nicht „*Grzybnie*“ [„Myzelien“], sondern *grzybica* – eine „Pilzkrankung“ – dabei heraus...

Warum spreche ich von Pilzen? Ich sehe in Olgas Erzählwerk deutlich eine horizontale, rhizom-artige Struktur. Rhizome sind unterirdische Sprossen bei Pilzen, bei Bambus, bei Giersch, die schwer zu kontrollieren sind (von vielen Gärtnern gehasst, weil sie sich ihrer Autorität entziehen...). Ich sehe eine Verbindung zwischen Olga Tokarczucs Geschichten (die in ihrem Werk verschiedenen – auch unerwarteten – Richtungen folgen und sich unerschwinglich miteinander verknüpfen) und ihrer Abneigung gegen vertikal aufgebaute Machtstrukturen und Hierarchien. Und meine Frage ist, ob das etwas mit ihrer Verbundenheit und Herkunft aus dieser Grenzregion, aus der Peripherie von Polen zu tun hat?

**Olga Tokarczuk** | Das ist nicht ganz so, aber natürlich gibt es eine organische Struktur, die diese Rhizome bilden und die man als Bild für die Ordnung des allgemein menschlichen Erzählens betrachten könnte. Dieses Erzählen hat insofern eine horizontale Struktur, als es nicht um ein einziges Zentrum herum organisiert ist, sondern aus vielen knotenartigen Punkten besteht – die wie kleine Zentren miteinander verbunden sind und ein sehr empfindliches, elastisches Netz bilden, die den Raum sozusagen überspannen. Heute weiß man, dass der größte Organismus der Welt nicht der Elefant oder der Riesenwal ist, sondern der Pilz. Es gibt in den USA einen Pilz, den Hallimasch, der sich unterirdisch über neun Quadratkilometer erstreckt. Das ist faszinierend.

Ich möchte aber nochmals auf den Text zurückkommen, den ich vergessen hatte und jetzt für mich neu entdecke. Natürlich leben wir 20 Jahre später in einer ganz anderen Situation: Viele

Freunde, meine „Nachbarn in der Zeit“, leben nicht mehr. Die ehemaligen Bewohner sind verstorben, es kommen nicht mehr so viele Leute aus Deutschland in diese Dörfer. Und wir haben uns eingelebt und bewahren jetzt diese deutsche Vergangenheit. Wir, die Polen und die Deutschen, sind inzwischen Teil desselben größeren Organismus: Als Bürger der europäischen Union leben wir in einem gemeinsamen Raum, Absperrungen gibt es praktisch nicht mehr, man kann ganz einfach hin- und herfahren und diese Grenzen überschreiten.

Aber aus zeitlicher Perspektive erkennen wir einige historische Paradoxien, das beste Beispiel ist für mich Breslau. Die Stadt wurde am Ende des Zweiten Weltkriegs zur Festung erklärt und sollte, so der Befehl Hitlers, bis zum letzten Soldaten verteidigt werden. Und als sich die Rote Armee mit den polnischen Truppen Breslau näherte, wurde von den Deutschen der Befehl ausgegeben, die Stadt komplett zu vernichten. Nach dem Krieg gehörte Breslau zu den am meisten zerstörten Städten Polens. Noch Ende der 1960er Jahre, als ich ein Kind war, gab es enorme Trümmerhaufen und verwüstete, leere Stellen in der Stadt, daran erinnere ich mich noch genau. Nach Breslau kamen damals Menschen aus dem Osten, die dort ihre Häuser verloren hatten, also aus Gebieten wie Galizien und Wolhynien, die dann zur Sowjetunion gehörten. Diese Leute haben die alte, historische Stadt wieder aufgebaut, so gut sie eben konnten. Wenn Sie heute nach Breslau kommen, werden Sie feststellen, dass es eine blühende, schöne Stadt ist, die mit großer Liebe zum historischen Detail, zur Geschichte dieser Gebäude aufgebaut wurde. Und hier haben wir es mit einem Paradox zu tun: Die alten Bewohner Breslaus haben in der Panik des Kriegsendes, in einem Trauma die Stadt zerstört, und die Neuankömmlinge, die Immigranten, haben diese Stadt mit liebevoller Sorgfalt wieder aufgebaut. Und man könnte sagen, dass die Breslauer und Niederschlesier heute, im 21. Jahrhundert, stolz auf diese deutsche Vergangenheit sind. Ein anderes Paradox ist eher privater Art: Als Kind kannte ich nur Friedhöfe und Gräber mit deutschen Inschriften. Als ich zu meiner Oma ins „polnische“ Polen fuhr und dort Friedhöfe mit polnischen Inschriften sah, war ich schockiert. Als Kind dachte ich, dass Deutsch in der alten Schwabacher Schrift eine Sprache eigens für Friedhöfe wäre, eine Art überlieferter Brauch... Zu diesen privaten Erinnerungen



und seltsamen Paradoxien gehört auch ein anderes Erlebnis: Ich hatte eine deutsche Kinderfrau, an die ich mich liebevoll erinnere, sie sprach kein Polnisch. Sie war eine der Autochthonen, die in unserem Dorf geblieben waren, eine ältere Deutsche namens Gertrud. Mein ganzes erstes Lebensjahr hat sie nur Deutsch mit mir gesprochen. Ich hatte deshalb immer die Hoffnung, dass ich die Sprache irgendwie in Erinnerung behalten habe und dadurch viel schneller lerne, aber leider ist das nicht passiert...

**Olga Mannheimer** | Ich möchte jetzt noch einmal an den Text anknüpfen. Mir hat ein Detail sehr gut gefallen, das auch viele Leser bemerkt haben – die ausgeleierten Knopflöcher an Martas Pullover. Sie machen etwas für das erzählerische Verfahren von Olga Tokarczuk Charakteristisches deutlich, das sich durch ihr ganzes Werk zieht: Sie hat einen besonderen Sinn für treffende Einzelheiten wie etwa diese ausgeleierten Knopflöcher, die man auf einem Familienfoto wieder entdeckt. Ob dieser Sinn für das aussagekräftige und nur scheinbar nebensächliche Detail auch eine Eigenschaft ist, die sich der architektonischen Sorgfalt und Detailliebe verdankt, mit der Breslau aufgebaut wurde...?

**Olga Tokarczuk** | Ich denke, dass die Literatur in gewissem Sinne eine Kunst des Details ist, das wir im normalen Leben nicht bemerken. Auf diese Weise zeigt sie uns den Reichtum der Welt.

**Olga Mannheimer** | Das heißt, du hast durch diese Details gelernt, die Welt zu betrachten – und jetzt kann deine Literatur die Menschen lehren, diese Details stärker wahrzunehmen. Diese Hinwendung

<sup>2</sup> Rhizom: eine unterirdische, horizontal wachsende Sprossachse (Botanik)

zu den Einzelheiten hat viel mit Sensibilität und Empathie zu tun, auf die ich gerne zu sprechen kommen möchte. Wie wir aus der Nobelpreisrede von Olga Tokarczuk wissen, die unter dem Titel „Der liebevolle Erzähler“ veröffentlicht wurde, haben Details auch etwas mit einem empathischen Weltverhältnis zu tun. Empathie ist ein für Olga Tokarczüks Weltsicht, für ihr Erzählverfahren sehr wichtiger Begriff, der als der eigentliche Zugang zur Welt verstanden wird und sehr viel mehr ist als analytischer Verstand. In der aktuellen politischen Krisensituation wird ein empathisches Verhältnis zur Welt gerade an den Grenzen Polens auf eine ziemliche Probe gestellt – ich spreche das an, weil ich weiß, dass das Thema Olga Tokarczuk sehr wichtig ist.

**Olga Tokarczuk** | Dies ist das dritte oder vierte Podiumsgespräch, bei dem ich darauf zu sprechen komme, weil ich mir nicht sicher bin, ob man sich in Deutschland dessen bewusst ist, dass an den östlichen Grenzen der europäischen Union, das heißt an der polnisch-weißrussischen Grenze, derzeit ganz schreckliche Dinge geschehen, die vielleicht nicht genug Raum in deutschen Medien finden. Ich weiß, dass der Informationsfluss aus diesen Gebieten erschwert ist, wir erfahren davon hauptsächlich aus Berichten von freiwilligen Aktivisten, die dorthin gefahren sind. Aber nicht alles dringt hier durch, und ich möchte sichergehen, dass die Menschen, die dort an dieser Grenze sterben, nicht

in Vergessenheit geraten. Dass man sich zumindest dieser Geschehnisse bewusst ist und sie erinnert, weil ich auch weiß, dass es aus psychologischer Sicht eine durchaus verständliche Versuchung gibt, diese furchtbaren Ereignisse einfach nicht zur Kenntnis zu nehmen. Aber ich möchte nicht, dass der Preis, den wir für den Frieden in Europa zahlen, so hoch und tragisch ist.

**Olga Mannheimer** | Ich würde jetzt vorschlagen, dass wir weiter sprechen, aber wir nehmen gerne auch schon Wortmeldungen aus dem Publikum an.

**Sonja Longolius** | Genau, Sie haben jetzt die einmalige Gelegenheit, Fragen an Olga Tokarczuk zu stellen, und wir bitten um respektvolle, kurze Fragen – gerne ins Mikrofon, damit alle Sie hören können. Wir sammeln einmal kurz:

**Frage aus dem Publikum** | Es gibt eine wunderbare Frauengestalt im Glatzer Land, Marianna Orańska (Marianne von Oranien-Nassau, 1810–1883), die noch nicht näher beschrieben ist. Sie war sehr wichtig für diese Region, eine großartige Gestalt. Ich möchte Olga Tokarczuk fragen, ob sie sie auch faszinierte oder in literarischer Art vielleicht inspirierte?

**Frage aus dem Publikum** | Ich habe eine Frage zum Interesse der Polen an der deutschen Geschichte in

den ehemaligen deutschen Gebieten. Kann es sein, dass die neue Generation, die dort geboren ist, ein Grund dafür ist, dass das Interesse gewachsen ist? Weil die Menschen sagen: Es ist jetzt unsere Heimat, wir sind hier geboren, wir sind nicht aus der Ukraine gekommen oder Ähnliches, sondern hier geboren, es ist unsere Heimat und deswegen interessieren wir uns für unsere Geschichte...?

**Olga Tokarczuk** | Ich möchte zunächst anmerken, dass jüngere Deutsche heute meist von „Schlesien“ sprechen, während wir in Polen weiterhin zwischen Ober- und Niederschlesien unterscheiden.

Die Geschichte hat sich in diesen Regionen wirklich unterschiedlich entwickelt. In Oberschlesien, das sich von Opatów (Opole) bis beinahe nach Auschwitz (Oświęcim) erstreckt, war der Bevölkerungsaustausch sehr viel geringer als in Niederschlesien, wo sich geradezu eine ethnische Säuberung vollzogen hat. Das heißt, dass die alten Bewohner Niederschlesiens nach Westen ins Nachkriegsdeutschland verschoben wurden und dafür Menschen aus den Ostgebieten hierher kamen, die leere Städte und leere Dörfer vorfanden – man könnte von einem totalen Bevölkerungsaustausch sprechen. Wenn ich von meiner Region spreche, dann meine ich Niederschlesien, das ein leerer, zu besiedelnder Raum war. Sie haben Recht – wir, die dort geboren sind, betrachten diese Region als unsere Heimat, aber nicht in dem Sinne einer Region, die wir besitzen, sondern als einen gemeinsamen kulturellen Raum. Kann man überhaupt von so etwas wie territorialem Besitztum sprechen? Irgendwann werden andere Menschen, neue Generationen kommen, die Nationen sind ja nicht ewig, das ist höchstens eine Frage von ein paar hundert Jahren. Die Polen, die in Niederschlesien leben, haben tatsächlich einen bestimmten Kulturraum geschaffen, der sich vom restlichen Polen unterscheidet. Sie haben Recht, dass diese jüngere, gegenwärtige Generation fasziniert ist von der Geschichte dieser Gebiete, aber nicht nur von der deutschen Geschichte, sondern auch von anderen kulturellen Einflüssen, etwa aus der Zeit der Zugehörigkeit zu Böhmen und davor zum Königreich Polen. Das heißt, es ist ein kulturell sehr vielfältiger, reicher Raum, der zahlreiche, nicht nur ethnische, sondern kulturelle Eigenschaften aufweist und sich genau durch diese Vielfalt auszeichnet. Zur Frage nach Marianna Orańska – sie ist gewissermaßen eine Ikone der freidenkenden Weiblichkeit.

Sie war eine Prinzessin und für damalige Zeiten sehr progressiv, liebte diese Region und bemühte sich um kulturelle und zivilisatorische Fortschritte. Zugleich aber brach sie aus den damaligen patriarchalischen Strukturen aus, sie war zum Beispiel in ihren Pferdeknecht verliebt und hatte ein Kind mit ihm. Sie wurde deswegen aus Preußen verbannt. In diesem Gebiet gibt es viele interessante Persönlichkeiten, die keine eindeutige national geprägte Identität hatten – wie auch hier der Name „Orańska“ („Oranien“) darauf hinweist, dass sie niederländischer Herkunft war.

**Frage aus dem Publikum** | Ich bin in Kattowitz (Katowice) in Polen geboren. Polen hatte viele Fluchtbewegungen, etwa während der Zeit des Kommunismus, aber auch vorher. Ich fühle mich unglaublich berührt durch diese Grenzpolitik. Woher kommt diese Brutalität an der belarussischen Grenze? Wir waren doch selber oft so ausgesetzt. Wie ist das möglich, wie erklären Sie das?

**Olga Tokarczuk** | Ich habe auf diese Frage keine Antwort, aber immerhin muss man vielleicht anmerken, dass es nicht nur Polen, sondern leider auch alle anderen Nationen und Völker betrifft. Man kann natürlich fragen, wie konnte es zum Holocaust kommen bei einem so zivilisierten, kultivierten Land wie Deutschland? Wie konnten die Belgier im Kongo solche Verbrechen begehen? Es ist nicht nur eine Frage von Generationen und Nationen, die es betrifft. Man muss sehr vorsichtig sein mit dieser Art von Verallgemeinerungen. Ich möchte mich jetzt auch nicht in eine metaphysische Überlegung über das Böse an sich vertiefen. Aber ich bin erstaunt, welche Macht die Propaganda im 21. Jahrhundert erreicht hat, wie eine bewusst gesteuerte Information zur Waffe werden und gegen die Schwächsten gerichtet werden kann – ohne dass wir das in unserer Zeit wirklich verhindern können. In Polen, aber auch in anderen Ländern, erleben wir eine Spaltung in antagonistische Lager. Diese Spaltung in zwei sich bekämpfende Lager ist in Polen leider besonders spürbar.

**Olga Mannheimer** | Es wäre schön, wenn Olga Tokarczuk uns ein für alle Mal sagte, wie wir das Böse aus der Welt schaffen können – sie hat diese Erwartung nicht erfüllt... Ich weiß nicht, warum Sie lachen? Es gibt solche Hoffnungen, aber wenn



Sie ihr Erzählwerk und auch ihren neuen Essay-Band „Übungen im Fremdsein“ lesen (den ich Ihnen sehr ans Herz lege), dann werden Sie sehen: Es gibt nicht „die“ Lösungen für alle Probleme der Welt, dafür aber einige Überlegungen, die uns vielleicht optimistisch, hoffnungsvoll stimmen. Sie betreffen zum Beispiel die Frage der Perspektive. Eine meiner Lieblingsstellen im neuen Buch ist der Anfangstext, der einem Holzstich unbekannter Urheberschaft gilt, dem „Wanderer am Weltenrand“, 1888 von Camille Flammarion veröffentlicht.

**Olga Tokarczuk** | Ich bin Schriftstellerin und habe keine Lösungen für alle Probleme der Welt, aber mir scheint, es ist wirklich wichtig, dass wir einen neuen Standpunkt und neue Perspektiven suchen. Das heißt, dass wir über diese konfliktbesetzte Sphäre hinaus in eine andere blicken und uns nicht nur von den unmittelbaren Gegebenheiten bestimmen lassen. Dieser Essay beginnt mit der Beschreibung eines bekannten Holzstichs, den Camille Flammarion, ein französischer Astronom, Ende des 19. Jahrhunderts als Titelbild benutzt hat. Er zeigt einen Wanderer, der bis zum Rand der Welt gelangt ist und ins Weltall hinausschaut. Ich benutze dieses Bild, um den Bewusstseinszustand, in dem wir angekommen sind, zu beschreiben. Ich glaube, wenn sich dieser Wanderer wieder umdreht und zurückblickt auf die Welt, aus der er gekommen ist, dann wird er sie mit ganz anderen Augen sehen.

**Olga Mannheimer** | Ich möchte noch einmal auf Niederschlesien zurückkommen, auf eine zentrumsferne Verortung an der Peripherie eines Landes. Ich weiß aus früheren Gesprächen, dass Olga die Ex-Zentrität befürwortet – nicht zuletzt, weil in randständigen Regionen Dogmen nicht so mächtig sind und erbitterte Antagonismen vielleicht an Schärfe verlieren.

**Olga Tokarczuk** | Mein Interesse am Thema Ex-Zentrität liegt nicht nur daran, dass ich gerne an der Peripherie lebe, sondern auch an der Tatsache, dass bestimmte Ideen im Zentrum festgetreten, etabliert und dogmatisch durchgesetzt werden, während der Raum an der Peripherie, die Grenzgebiete, dogmatisches Denken gerne umdeuten. Manchmal wird es verbessert, manchmal wird es einfach in einer ganz anderen Art und Weise interpretiert, zum Teil mit sehr seltsamen Folgen. Vielleicht kommt etwas

Neues tatsächlich nicht aus dem Zentrum, wo alle sehr ähnlich denken, sondern aus den Grenzgebieten, wo eine Ernüchterung stattfinden kann, die gerade durch diese nicht in letzter Konsequenz gelebten Überzeugungen entsteht.

Aber wenn wir schon von Grenzen sprechen, möchte ich noch einmal auf das Flüchtlingsdrama zurückkommen, das sich gerade an der polnisch-weißrussischen Grenze abspielt: Ich hoffe, dass Europa einen Weg aus dieser Krise heraus findet. Wir wissen, dass sich im Moment einige darum sorgen, ob die Europäische Union überhaupt ihre jetzige Gestalt behalten wird. Ich hoffe, dass ihre Einheit, dieses europäische Gebilde, nicht auf Kosten anderer, unschuldiger Menschen erkauft wird. Ich hoffe auf demokratische Strukturen, die diese Konflikte bewältigen und die Sicherheit innerhalb Europas gewährleisten, die auch das Fremde und die Fremdheit akzeptieren, ohne dass wir zu irgendwelchen schrecklichen, drastischen Mitteln greifen. Es ist meine Hoffnung, dass das in den nächsten Tagen in Europa passieren wird.

**Olga Mannheimer** | Ein Gedanke von Olga Tokarczuk könnte hoffnungsvoll stimmen, nämlich dass aus der Peripherie, aus Grenzgebieten Ketzer wie Jakob Frank (aus den „Jakobsbüchern“) aufbrechen. Und dass gerade Häretiker am besten in der Lage sind (und Olga Tokarczuk selbst hat auch etwas davon), Unversöhnliches zu versöhnen, scheinbar völlig unvereinbare Gegensätze miteinander zu vereinen. Wer „Die Jakobsbücher“ kennt, versteht vielleicht, was ich meine: Da wird zum Beispiel das Jüdische und das Katholische auf eine unerwartete Weise vermischt, eigentlich Glaubensrichtungen, die sich normalerweise voneinander abgrenzen. Niederschlesien als ein Grenzgebiet, in dem sich verschiedene Kulturen gemischt haben, war tatsächlich ein Land, in dem Ketzer eine gewisse Chance hatten und das exzentrische Denken, das Denken außerhalb der etablierten Muster, wäre tatsächlich dort besonders willkommen und könnte eine neue Lösung bringen.

**Frage aus dem Publikum** | Frau Mannheimer, Sie erwähnten, dass die Erzählungen von Olga Tokarczuk manchmal in unerwartete Richtungen gehen. Sind Sie, Frau Tokarczuk, trotz der organischen, pilzähnlichen Struktur einer Erzählung manchmal auch durch ihre eigenen Figuren überrascht, oder ist es vielleicht Ihre Absicht, uns zu überraschen?



**Olga Tokarczuk** | In meiner 30-jährigen Schreibkarriere habe ich festgestellt, dass das ein Prozess ist, den man – wenn man ihn nicht wirklich gut kennt – nicht sehr gut kontrollieren kann. Ich würde mich freuen, wenn man damit beginnen würde, diese Schreibprozesse, das erzählerische Verfahren zu untersuchen und die damit verbundene Psychologie des Erzählens zu erforschen. In dem heute schon erwähnten neuen Essay-Band gibt es drei Texte, die sich mit diesen schöpferischen Prozessen auseinandersetzen. Einer im Besonderen würde Ihre Fragen beantworten: Darin geht es darum, wie Roman- und Erzähl-Figuren überhaupt entstehen. Als ich an den „Jakobsbüchern“ arbeitete – also an der Geschichte dieses polnisch-jüdischen Häretikers, der in die Geschichte des Judentums als selbsternannter Prophet eingegangen ist –, hatte ich das Gefühl, dass einige Romangestalten schon existieren, dass sie auf die Seiten des Buches drängen und von mir verlangen, ihnen dabei zu helfen, zur Existenz zu kommen. Und an manchen Stellen hatte ich sogar das Gefühl, dass einige Gestalten sich meinen schriftstellerischen Absichten widersetzen und nicht die Richtung einschlagen, in die ich sie gerne geführt hätte. Manche hielten zu meinem Erstaunen Reden, die ich nicht geplant hatte... Zum Beispiel Martha aus „Taghaus, Nachthaus“, die mit den

ausgeleiteten Knopflöchern. Als ich dieses Buch schrieb, war sie die erste erzählerische Gestalt, die sich meiner Kontrolle völlig entzogen hat. Aber als ich mich ein bisschen zurückgenommen und ihr zugehört habe, habe ich festgestellt, dass von ihr sehr gute Ideen kommen und dass sie tolle Geschichten zu erzählen hat.

Ich möchte mich hier nicht in eine metaphysische Auseinandersetzung mit den Romanfiguren begeben. Aber in einem anderen Essaytext habe ich vorgeschlagen, dass wir uns diese Gestalten in einem bestimmten Gebiet vorstellen und es ist natürlich ein Gebiet unserer eigenen Psyche. Das ist eine sehr geheimnisvolle und bis jetzt nicht wirklich erforschte Frage: Wo stecken die Gestalten, die wir später in einem Roman finden? Falls jemand ein Thema für eine Doktorarbeit sucht, dann kann ich das empfehlen. Als Jungianerin<sup>3</sup> glaube ich, dass eine der wichtigeren philosophischen und psychologischen Entdeckungen des 20. Jahrhunderts die Entdeckung des kollektiven Unbewussten war. Und ich glaube, dass aus diesem kollektiven Unbewussten die Literatur schlüpft. Sie bewegt sich eigentlich gerade in diesem Gebiet und das ist das, was uns auch

<sup>3</sup> Anhängerin der analytischen Psychologie von C. G. Jung, 1875–1961



sich entwickelnden Computer-Games eine künftige Form des Erzählens. Ich denke sogar darüber nach, ob ich nicht selber an der Entwicklung eines Computerspiels teilnehmen sollte. Ich muss nur noch das Buch, das ich jetzt in alter traditioneller Weise schreibe, zu Ende bringen und dann werden wir weiter sehen.

**Olga Mannheimer** | In welcher Form auch immer, ob durch ein Computerspiel, einen Witz oder ein Bild – das Wichtigste ist, dass Menschen sich austauschen, in Verbindung bleiben und einander zuhören. Um am Ende zu Niederschlesien zurückzukehren: Wenn man den verschiedenen Geschichten zuhört, dann stellt sich heraus, dass Menschen einander viel ähnlicher sind, als es zunächst den Anschein haben könnte. Und das Gefühl der Fremdheit entsteht nicht zuletzt durch unsere Taubheit und das Unwissen um die Geschichten anderer. Meine Damen und Herren, Sie haben bestimmt noch Fragen, die heute nicht gestellt werden konnten. Sie werden manche Antworten in den Büchern von Olga Tokarczuk finden, draußen sind noch welche zu kaufen, sie ist auch bereit, sie zu signieren. Ich bitte Sie nur, Abstand zu halten und sie bei aller Zuneigung möglicherweise nicht zu umarmen, nicht näher zu kommen, sondern sie aus der Ferne weiter zu lieben und zu verehren.

**Sonja Longolius** | Vielen Dank, liebe Olga Mannheimer, liebe Olga Tokarczuk, dass Sie heute Abend hier waren. Vielen Dank für Ihre Zeit, Ihr Interesse und den wunderschönen Abend!

verbindet, nicht nur auf der bewussten, sondern auch auf der unbewussten Ebene. Ich glaube auch, dass die Literatur eine der besten Kommunikationsformen zwischen Menschen ist. Das Meiste meines Wissens und meines Bewusstseins verdankt sich dem Lesen. Nicht zuletzt verdanken wir der Literatur die Möglichkeit, uns in andere Zeiten, andere Kulturen zu begeben und das Leben anderer Menschen leben zu können. Eine Möglichkeit, die Welt zu retten, wäre vielleicht, wenn Menschen dieselben Bücher lesen würden, vielleicht hätten sie einen ähnlichen Blick.

**Olga Mannheimer** | Eine letzte Frage ist, ob das Lesen, ob die Literatur der einzige Weg ist, etwas mit anderen Menschen zu teilen?

**Olga Tokarczuk** | Ich möchte mich korrigieren: Wenn ich „Literatur“ sage, dann meine ich eigentlich mehr eine Teilhabe am Erzählen. Vor der Erfindung der Schrift oder der Druckerpresse bestand die Kommunikation darin, dass sich Leute gegenseitig mündlich Geschichten erzählt und einander zugehört haben. Wir stellen heute fest, dass die junge Generation nicht mehr so viel liest und ganz andere Formen entdeckt, die stärker bildbasiert sind, zum Beispiel Computerspiele, die ich nicht ganz durchschaue. Möglicherweise sind diese immer raffinierter und komplexer



~ Oder bei Groß Pogel (Pogalewo Wielkie) aus Südwest, 2001

# Das Schneewittchensyndrom und andere niederschlesische Träume\*

Essay von Olga Tokarczuk

*(Blau markiert wurden die in der Lesung vorgetragenen Textstellen)*

In: Marek Hałub, Matthias Weber (Hg.): Mein Schlesien – meine Schlesier. Zugänge und Sichtweisen. Teil 2. Leipzig 2014. Seiten 164–175



Niederschlesien ist ein eigener Kosmos, der für ein ganzes Land ausreichte. Dieses warme, sich schön erstreckende Reich in Mitteleuropa wird im Süden wie von der Rüsche eines bunten Rockes durch die Berge abgeschlossen. Im Norden – Wälder und Seen bis an die Oderschleife. Es gibt hier einen heiligen Berg, ein auf die Ebene gesetzter Kegel, wie ein Sandkuchen, mit dem zu Zeiten der Welterschaffung die jugendlichen Götter spielten. Wie zum Zeichen seiner Kraft kreisen bis heute die Wolken um ihn herum, und sie entfernen sich nie zu weit. Es gibt hier eine Metropole und ein paar recht große Städte sowie zahlreiche Kleinstädte mit einem Marktplatz, einer Kirche und einem Rathaus. Und Dörfer – von den reichen und wohlhabenden, wo die Bauernhöfe an Vorwerke erinnern, bis hin zu den kleinen, armen, in den Bergtalkesseln gelegenen Dörfern, die mit jedem Jahr immer leerer werden und der Natur das zurückgeben, was ihr der Mensch vor Jahrhunderten mit so großer Mühe entrissen hat. Und es gibt hier Orte, eine Unmenge von Orten, ein ganzes Universum von Orten. Die einen gut erzählt, vertraut gemacht durch Eintragungen bei

\* Mit freundlicher Abdruckgenehmigung des Leipziger Universitätsverlags

›  
Stadtansicht von Neurode  
(Nowa Ruda), Postkarte  
vor 1905



Wikipedia, in Lexika und Reiseführern. Die anderen nur den Einheimischen bekannt. Und noch solche, von denen sogar die Einheimischen nicht wissen, völlig vergessene, folglich nicht existierende Orte. Wenn man beginnt sie zu beschreiben, weiß man nicht, ob man sich an sie erinnert oder sie neu erschafft.

Fast das ganze Territorium ist Einzugsgebiet der Oder, dieser Königin, deren Fangarme in die äußersten Ecken des Landes dringen. Über die Grenzen Niederschlesiens zu streiten, habe ich nicht vor. Niederschlesien hat für mich eine starke und mächtige Verbindung mit der Oder, und die Idee des Einzugsgebietes, das in der Geografie so konkret und wissenschaftlich erklärt wird, nimmt hier für mich eine tiefere und metaphorische Dimension an.

Ich bin gleich an der Oder geboren. Man musste ein Stück über die Felder gehen und den Damm hinauf, um den Fluss zu sehen, immer in Eile, immer auf der Reise. Im Dorf, in dem ich mit meinen Eltern in der Schulzeit wohnte, gab es noch immer viele Autochthone. Ich hatte eine autochthone Kinderfrau, die mit mir in gebrochenem Polnisch sprach, hauptsächlich aber auf Deutsch. Die polnischen Bewohner des Dorfes kamen von überall her, doch das neue Element mischte sich mit dem alten, einheimischen Element recht leicht und furchtlos. Aber man konnte sehen, dass das Neue den Einheimischen nicht sonderlich hold war, denn gleich als die Grenze geöffnet wurde, zogen sie einer nach dem anderen ins „Reich“, wie man damals sagte. Auch meine Kinderfrau fuhr eines Tages zu ihren Töchtern irgendwo ins Rheinland.

Die Oder ist ein eigenes Kapitel in meinem Leben. Ich betrachtete sie nicht nur als einen Fluss – als das Muster aller anderen Flüsse auf der Welt –, sondern auch als eine Art horizontale, launische Weltachse. Es zog mich an den Fluss, um die Größe der Welt zu spüren, ihren Aufruf. Ich ging an die Oder, und auf dem hohen, sorgfältig reparierten Schutzdamm stehend schaute ich dorthin, wo sie hinter dem Horizont verschwand. Die mit Holz und Kohle beladenen Schiffe waren die Gesandten dieses geheimnisvollen Territoriums. Durch die störrische Strömung schienen sie über ihre Fläche dahinzueilen, zu gleiten wie kleine Boote aus Baumrinde. Die Matrosen winkten mir freundlich zu und

›  
Stadtansicht von Glatz  
(Kłodzko) mit Blick vom  
Flussufer der Neisse,  
Postkarte vor 1945



verschwanden gleich darauf hinter der Kurve, geschluckt von der großen Welt. Der Aufbau des Dorfes, in dem ich meine Kindheit verbracht habe, verdeutlichte auf Schritt und Tritt die Macht der Oder. Drei Streifen von Dämmen schützten die Dorfbewohner vor Nächten wie dieser, an die ich mich nur schemenhaft erinnern kann. Als wir am Morgen aufwachten, stand alles unter Wasser. Die Sonne ging an diesem Tag über einer völlig anderen Welt auf, in der Oberfläche des überall ausgetretenen Wassers spiegelte sich der große Himmel, als wäre in der Nacht ein misslungenes und unvollendetes Weltende erfolgt.

Als mir lange Zeit später bewusst wurde, dass wir eigentlich aus Wasser bestehen, begriff ich, dass mein Wasser, aus dem ich keimte, wuchs und Flügel bekam, das Oderwasser ist. Und wo immer ich in Niederschlesien wohnte, hatte ich stets mit ihr zu tun, in ihren Zuflüssen, Bächen und Bächlein, sogar im Leitungswasser. Jeder Tropfen, der vom Himmel auf dieses Land fällt, wird früher oder später Teil der Oder, und da ich noch immer in Breslau wohne, habe ich weiter unaufhörlich mit diesem Wasser zu tun. Es scheint also, als sei das Einzugsgebiet des Flusses unser wahres, fundamentalstes, physisches und biologisches Land. Es ist gut, sich darüber im Klaren zu sein in Zeiten der Wirren, der allgegenwärtigen Reise und Emigration, der nicht gänzlich festgelegten Identitäten.

\* \* \*

**Als ich in den neunziger Jahren ein Haus im Glatzer Kessel kaufte, begann plötzlich alles um mich herum zu flüstern. Die Steine, die ewig feuchten Kellertreppen, der Bach, in dem noch immer die Reste einer Wassermühle steckten, die auf den Feldrain gelegten Steine, die Schiffe der Kirche in Neurode (Nowa Ruda). Es war ein seltsamer Zustand, wie eine Heimsuchung. Jeder Ort, den ich damals kennenlernte, schien mir mehrstöckig zu sein, voller mehr oder weniger selbstverständlicher Bedeutungen. Die Intensität dieses „Flüsterns“ und die Menge an Informationen, Vorahnungen und Vermutungen verflochten sich zu Fäden verschiedener Geschichten, die danach verlangten, aufgeschrieben zu werden.**

Das betraf vor allem diese besonderen Menschen, die – wie mir schien – diesem Ort entwachsen und ihm voll und ganz zugehörig waren. Zum Beispiel Herrn Ch., dessen Geburtsjahr immer beweglich war, je nach seiner Laune. Bis heute weiß ich nicht, wie alt er ist. Ein Kind aus einer kinderreichen Goralenfamilie aus Ząb in Podhale. Als Jugendlicher zur Zwangsarbeit nach Deutschland weggebracht, wo er das Gehör verlor. Nach dem Krieg kehrte er nicht mehr nach Hause zurück, sondern siedelte sich bei Neurode (*Nowa Ruda*) an.

Man könnte sagen, er lebte vorbildlich, lange Jahre arbeitete er bei der Stadtreinigung. Nicht allzu glücklich verheiratet mit einer Frau, die ihn bald verließ, wohnte er lange Jahre allein in einem kleinen Haus in der Einöde und verdiente sich ein wenig Geld mit Besenbinden und Mähen. Er wurde zu einer wichtigen Figur in meinem Roman *Taghaus, Nachthaus* (*Dom dzienny, dom nocny*), obwohl er sich dessen wohl nicht bewusst ist, denn er ist völlig taub und kann zudem nicht lesen.

Von solchen Figuren, die ich für mich zähmte, indem ich in Büchern ihre Biografien erzählte, gibt es noch mehr. Zum Beispiel Frau J., deren Mann den ganzen Weg von der Oka bis Berlin gegangen ist, und der wenige Kilometer von seinem Haus entfernt durch eine zufällige Kugel umgekommen ist. Und Herr P., ein Vorkriegsbewohner des Dorfes, als fünfzehnjähriger zur Wehrmacht geholt, von wo er nach wenigen Tagen in Gefangenschaft gelangte und zehn Jahre in Sibirien verbrachte (immer wenn er davon spricht, weint er). Oder die Schwestern BB., im selben Sibirien in einer Erdhütte geboren, die, nachdem sie ihr Haus bei Lemberg verloren hatten, gemeinsam mit der Mutter ein ehemals deutsches Wirtshaus bewohnten, das sie zuerst führten und dem sie später dabei zuschauten, wie es zusammenbrach. Jetzt züchten sie Bienen. Die Lehrerin, die während der Repatriierung ihr Kind in einem nach Westen fahrenden Zug verlor, und die danach wie besessen eine ehemals deutsche Krippe pflegte. Und schließlich der vom Größenwahn befallene Aristokrat aus dem 17. Jahrhundert, der die Bewohner mehrerer Dörfer für das Nachspielen monumentaler historischer Ereignisse engagierte. Ich klebte ihre Eigenschaften zusammen und schuf neue Figuren. Wenn ich sie aber eins-zu-eins beschrieb, bemühte ich mich es so zu tun, dass ihre Privatsphäre und Würde unangetastet blieben. Mir schien, als könnte es mir gelingen, sie zu verewigen und endgültig zu retten, wenn ich über sie alle erzähle, indem ich die Buchstaben zu Papier bringe, die sich später in Druck verwandeln: Auf diese Weise würden sie resistent gegen das Vergehen. Aber manchmal rief ich einfach solche Figuren ins Dasein, die zwar nicht in Wirklichkeit existiert haben, aber im Grunde hätten existieren können. Ich hatte sogar das übermächtige Gefühl, dass sie hätten existieren müssen, um das eiternde Loch in der bestehenden Wirklichkeit zuzustopfen. In der Materie des sogenannten Erfindens passierten manchmal seltsame Dinge, die davon zeugten, wie geschärft meine Wahrnehmung war, und die Welt an sich nicht selbstverständlich. In einem meiner Bücher schuf ich die Figur der Marta, einer Talwächterin, einer älteren, allein am Waldrand lebenden Frau. Sie ist vielen Lesern in Erinnerung geblieben, sicherlich hatte sie etwas von einer archetypischen alten Frau, einer Weisen. Seltsamerweise erinnerten sich die Leser oft besonders an ein eigenartiges Detail ihrer Kleidung, die ausgeleierte Knopflöcher ihres Pullovers. Es kam auch vor,



~ Das Hauptgebäude der Universität an der Oder in Breslau (Wrocław) im Jahr 2018

dass sich ein ganz besonders eigensinniger Tourist-Leser ins Dorf verrannte und dort nach dem „Haus von Marta“ fragte, das es in dieser Wirklichkeit schließlich nie gegeben hatte. Als ich nach vielen Jahren die Enkel der Erbauer meines Hauses kennenlernte, die in Deutschland lebten, fühlten wir uns ein bisschen wie eine Familie. Sie, die in Esslingen dieses Buch auf Deutsch lasen, erkannten die Orte wieder, die ihnen aus ihrer Kindheit vertraut waren. Und als sie beschlossen, die Vergangenheit zu besuchen, gelangten sie eines Tages zu meinem Haus. Dann passierte eine sehr seltsame Sache – ich weiß nicht einmal, wie ich sie hier erzählen soll. Sie hatten alte Fotos, darunter solche, auf denen ihre ganze Familie zu sehen war, in einem der Zimmer des Hauses, das jetzt mir gehörte. In der Mitte der sorgfältig platzierten Verwandtschaftsschar, bestehend aus Männern (einige waren in Wehrmachtuniformen), Frauen und Kindern, saß eine ältere Dame mit glatt gekämmtem Haar und in einem Pullover mit ausgeleierte Löchern. Um ehrlich zu sein, als ich sie mir näher ansah, durchlief mich ein Schauer. „Wer ist das?“, fragte ich. „Ah, das ist meine Oma, Marta“, antwortete Siegfried. Wie war das möglich? Habe ich wirklich jemanden erfunden, der bereits existiert hat? Solche Geschichten können wohl passieren, aber wer sie erlebt hat, erzählt davon eher mit einem gewissen Abstand. Und auch ich verspüre keine Versuchung, irgendetwas zu erklären oder zu kommentieren. Ich kann mich nur auf die für viele überzeugende Autorität von Thomas von Aquin berufen, der, Aristoteles folgend, jegliche Fiktion positiv definiert hat – als eine Form der Wahrheit. Ja, die sichtbare Welt, das sind die in der Zeit wie Betttücher flatternden Formen der Wahrheit.

\* \* \*

Jetzt, da ich die meiste Zeit des Jahres in Breslau wohne, gehe ich manchmal durch die Straßen und suche nach irgendwelchen Zeichen an den Mauern, auf den Gehsteigen, in den Kirchen, die sich in eine Geschichte zum Erzählen

›  
„Ring mit alten Häusern“,  
Bad Landeck (Lądek-Zdrój)  
mit Dreifaltigkeitssäule,  
Postkarte vor 1945



verwandeln könnten. Allmählich beginnt mich die Person eines gewissen Max Roscher zu interessieren, eines Kaufmanns aus der Augustastraße, der 1908 das Haus baute, in dem ich wohne. Bei der Renovierung der Fußböden habe ich dort eine zwischen alten Brettern verlorene polnische Zwanzig-Groszy-Münze aus dem Jahre 1923 gefunden. Und genau in dem Moment sah ich diese Szene vor mir:

Sie hatten sich mehrere Jahre nicht gesehen. Als er wegfuhr, versprach sie auf ihn zu warten. Aber hatte sie gewartet? Sein Herz klopfte. Er schaute auf die große Uhr, die im Wohnzimmer stand, und griff automatisch nach seiner Kettenuhr. Sie ging nach. Die große Uhr begann gerade mit dröhnender Stimme die Fünfzehn abzuzählen und sein kleiner Sekundenzeiger legte erst das letzte Viertel zurück. Er griff nach dem Taschentuch, und durch das hysterische Getrommel der Uhr hörte er nicht das Geräusch der Münze, die auf dem Boden aufkam und unter die Kommode rollte. Einen Augenblick lang tanzte sie, am Rand balancierend, über dem mit Staub gefüllten Spalt im Fußboden. Als sich die Tür öffnete und eine Frau ins Zimmer trat, hörte er nichts mehr. Die Uhr maß die letzten drei Takte ab, als würde sie das Paar zum Walzer einladen, und tatsächlich bewegten sie sich aufeinander zu, ungeduldig, die Zwanzig-Groszy-Münze hingegen zögerte noch eine halbe Sekunde und stürzte sich dann, als könne sie den sentimental Ernst dieses Augenblicks nicht ertragen, in die unergründliche Finsternis des Fußbodenspalts. Damit ich sie 90 Jahre später finden konnte.

\*\*\*

**Als Schriftstellerin habe ich das Glück, dass mir durch Gottes Mühlen der Geschichte ein Ort wie Niederschlesien zuteil wurde. Es ist ein großes Geschenk, ein Land zum Leben zu erhalten, das in der Sprache und Kultur, der ich angehöre, nicht erschöpfend erzählt wurde. Man muss alles von Neuem beginnen. Die Feder spitzen, damit sie imstande ist, das Übermaß der Welt zu beschreiben und alle leeren Stellen in Raum und Erinnerung auszufüllen.**



↪ Stadtsicht von Bad Landeck aus Nordost, ehem. Marienbad (heute Wojciech), 2007

**Das ist eine Aufgabe für ein ganzes Regiment, eine Armee von Schriftstellern. Im Grunde sollte jede Kleinstadt in Niederschlesien ihren eigenen Schriftsteller oder ihre eigene Schriftstellerin anstellen, so wie einen Gemeindebeamten. Habelschwerdt (Bystrzyca Kłodzka), Reichenau (Bogatynia), Waldenburg (Wałbrzych) und Bad Landeck (Lądek-Zdrój) – wie viele Geschichten sind hier zu spinnen, wie viele Dramen und Tragödien, wie viele Figuren, von denen nur ein undeutlicher Grabstein übrig geblieben ist, oder solche, die man überhaupt vergessen hat, weil die Grabsteine zum Bau von Gehsteigen benutzt wurden. In den Sakristeien liegen noch immer die ungelesenen Geburten- und Todesbücher; in gerade noch existierenden, auseinanderfallenden Büchern auf den Dachböden und in den Antiquariaten fordern sie zum Erzählen von bisher ungehörten Geschichten auf. Und die Topographie, all die Kapellen, kleinen Brücken, Ruinen und verfallenen Schlösser, die Wege, die durch den Wald ins Unbekannte führen – das alles verlangt danach, erzählt, genannt, entschlüsselt und platziert zu werden in einer neuen, nächsten Erzählung.**

\*\*\*

Ich habe einen wiederkehrenden Traum, seit Jahren. Ich bin in irgendeiner Wohnung, welche die Form eines Quadrats hat, und man kann darin durch die Zimmer im Kreis gehen. Es ist eine Wohnung im Erdgeschoss einer alten Villa, mit einem verwilderten Garten, umgeben von einer verfallenden Mauer, die an einer Stelle von einem Baum überwuchert wird. Die Wohnung ist voll mit Möbeln und Nippes, sie gehört meiner Großmutter, aber welcher? – Ich weiß es nicht. Eher irgendeiner allgemeinen, archetypischen „Großmutter“. Ich irre durch die Zimmer und bestaune die Unmenge von kleinen Gegenständen, ich sehe sie ganz genau vor mir: eine Haarbürste, mit irgendwelchen Malereien verziert, einen schönen Tintenbehälter, einen Spiegel, eine Engelsskulptur, etwas abgeschlagen. Alles ist erstaunlich genau und eigentlich könnte ich ein Verzeichnis von all diesen Dingen anfertigen, obwohl sie sich von Traum zu Traum ein wenig verändern. Und jedes Mal strebt der Traum allmählich seinem

Höhepunkt entgegen – ich entdecke nämlich, dass es dort noch andere Zimmer gibt, die ich zuvor ausgelassen und nicht bemerkt habe. Wenn ich jetzt die Tür zu ihnen öffne, stellt sich heraus, dass es dort genauso ist, wie es vor Jahren war, und die Gerätschaften sind mit Staub bedeckt. Niemand ist vor mir dort hineingegangen. Denn ich kenne bereits alle diese Zimmer, bin schon drin gewesen, habe dort gewohnt. Manchmal ist es ein normales Schlafzimmer, ein anderes Mal sind es hohe Säle, in einem Traum gab es dort sogar einen Chor, wie in einer Kirche. Und dort tut sich vor mir eine fast unendliche Menge von Gegenständen, Möbeln, Büchern und Landkarten auf, die mir nahestehenden Menschen gehören. Ich stehe da, benommen von dem mich umgebenden unermesslichen Reichtum der Vergangenheit, und überlege, wie es mir gelingen könnte, die Bedeutung eines jeden dieser Dinge zu entschlüsseln, wie ich das wohl schaffen würde. Dieser Traum erinnert an das etwas scherzhafte „Schneewittchensyndrom“, das mit einer solchen Genauigkeit außer uns, den Niederschlesiern, ebenfalls von den Danziger Schriftstellern, wie Paweł Huelle und Stefan Chwin, beschrieben wird. Es beruht auf dem seltsamen und nicht ganz angenehmen Bewusstsein, dass man den intimen Raum eines anderen betreten hat. Genau wie die vor der bösen Stiefmutter fliehende Prinzessin, die in das Haus der Zwerge in deren Abwesenheit gelangt ist. Sie sah die gedeckten Tische, die bezogenen Bettchen, alles bereit für die Ankunft ihrer Besitzer – nicht einer fremden Königin, eines Eindringlings. Als sie versuchte sich im Bett auszuruhen, stellte sich heraus, dass es zu kurz für sie war. Als sie versuchte etwas von ihren Tellern zu essen, waren sie zu klein. Alles war also gewissermaßen in Ordnung, aber nichts passte, alles erschien fremd und seltsam, wie aus einer anderen Dimension. In dieser Version des Märchens, an der wir nach dem Krieg beteiligt sind, sind die Zwerge weggegangen und nicht mehr zurückgekehrt, wobei sie uns ihre Zimmer und Gerätschaften, Häuser und Straßen, Hügel und Pfade dagelassen haben, und wir müssen sie nun zu den unseren machen. Ob aus diesem Grund wohl die Zwerge zum informellen Wahrzeichen der Stadt Breslau geworden sind?

**Die Menschen, mit denen man einen Raum teilt (auch in einer anderen Zeit), werden zu mehr als nur Vorgängern – sie sind Nachbarn in der Zeit. Es bildet sich eine Art Gemeinschaft heraus, manchmal sogar eine unerwünschte, die man jedoch weder verleugnen noch einfach für nichtig erklären kann. Die Niederschlesier mit den alten deutschsprachigen Friedhöfen, mit den feuchten Mietshäusern, mit den im Winter platzenden Rohren, die über 100 Jahre alt sind, mit dem ständigen Eingreifen der Archäologen, wann immer man in Breslau irgendein Loch bohrt, sind sich mehr oder weniger dessen bewusst, dass sie auf den Überresten einer Welt leben, die nach dem Zweiten Weltkrieg zwar unwiederbringlich vergangen ist, die aber auf irgendeine Art noch immer besteht, und deren Geschichte weit über die Kette der einander folgerichtig ablösenden Ereignisse, die logische Ergebnisse politischer und ökonomischer Akte sind, hinausgeht.**

**In solch einem nicht eindeutigen Raum aufgewachsen, sollte der Niederschlesier ein aufgeschlossener Mensch sein, der nicht zu einfachen, eindeutigen Urteilen neigt. Er sollte imstande sein, aus zwei Blickwinkeln zu sehen: dem des Ankömmlings und dem des Vertriebenen. Er sollte immer an den Kontext denken, denn schließlich weiß er, wie der Kontext die Bedeutung verändert. So sensibilisiert, sollte er Einteilungen von Menschen nach allzu selbstverständlichen Kriterien mit Misstrauen annehmen und diese Einteilungen**

›  
Stadtansicht von Waldenburg (Wałbrzych) aus Südost mit Blick auf den Ring und die evangelische Kirche, 2001



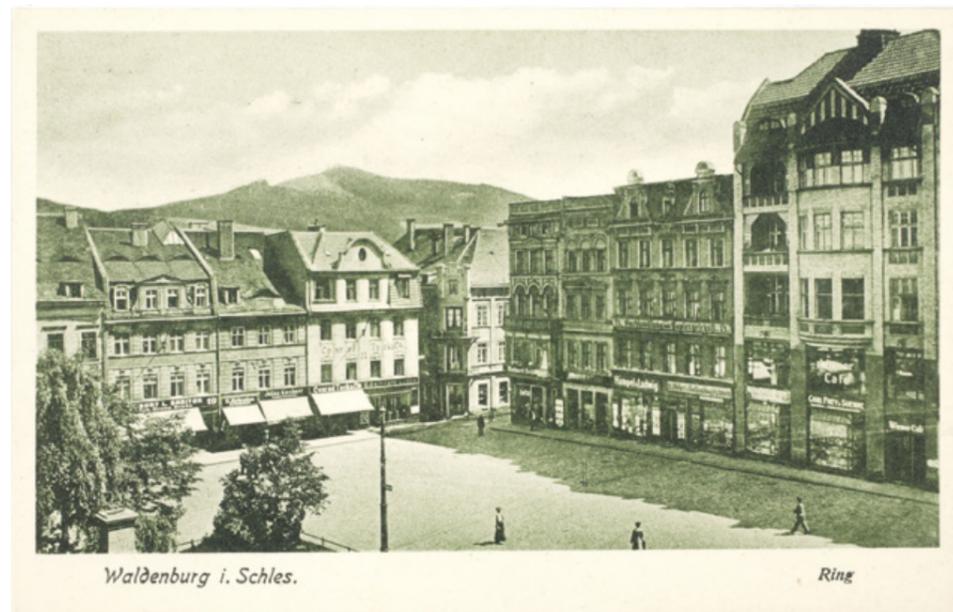
**nicht allzu ernst sehen – zum Beispiel die der Nationalität oder der ethnischen Herkunft. Umgeben von einem charakteristischen architektonischen Raum, wird sich der Niederschlesier sicherlich von Dresden und Berlin bis Stettin und Prag vertraut und heimisch fühlen.**

\* \* \*

Als ich klein war und wir in den Sommerferien für zwei Monate in das Haus meiner Großeltern nach Heiligkreuz (*Świętokrzyskie*) fuhr, hatte ich das klare und beherrschende Gefühl, dass ich eben im Begriff war, mein Land zu verlassen. Genau in dem Augenblick, als ich mit der ganzen Familie in den Zug einstieg, der von der kleinen Bahnstation zum Eisenbahnknotenpunkt in Breslau abfuhr, und später weiter, stellte ich mir vor, dass ich gerade zu einer Auslandsreise aufbrach. Das Passieren der Grenze erfolgte irgendwo auf dem Weg, hinter Kreuzburg (*Kluczbork*). Es genügte, dass der Zug über eine Brücke fuhr, und plötzlich war alles anders: die Häuser wurden kleiner, Holzzäune tauchten auf und sogar Weiden an den Straßen und Sand, und scheinbar die gleichen Kieferwälder, und alles war scheinbar gleich, aber doch irgendwie vollkommen anders, fremd. Und sogleich ergriff mich die Sehnsucht nach dem „Eigenen“, und dieses „Eigene“ begann allmählich klarer zu werden. Heute gestehe ich mit einiger Beschämung, dass in mir, als wir schließlich beim Haus der Großeltern ankamen, ein Überlegenheitsgefühl aufkam, wie bei jemandem, der bereits als ein Fremder in das Land seiner Vorfahren zurückkehrt. Dieses Gefühl ergab sich jedoch nicht aus der Höhe der Mietshäuser oder der Breite der Oder, sondern aus der mir langsam bewusst werdenden Tragik dieses von mir als meinen eigenen anerkannten Raumes. Langsam begann ich zu verstehen, dass die Großeltern uns ein wenig wie Vertriebene, wie Emigranten behandelten, die das, was bekannt und über Jahrhunderte gewachsen war, verlassen mussten für das Unbekannte und Vergängliche. Sie sagten „ehemals deutsch“ mit einem gewissen Mitleid, als wären wir der unvollkommenen und

irgendwie sündigen Umgebung ausgeliefert. Bei euch ist alles „ehemals deutsch“, neckte mich meine Großmutter, und ich versuchte verzweifelt etwas zu finden, was nicht „ehemals deutsch“ war. Und das gelang mir nicht besonders gut. Was nicht „ehemals deutsch“ war, war „neu“, also noch schwach, oberflächlich, privat, und nicht gemeinschaftlich: mein Fahrrad, die Klipps meiner Mutter, die neuen Koffer. Und genauso war es, wenn meine Großmutter begann mir die lokalen Geschichten zu erzählen, voller Großväter und Urgroßmütter, Bezeichnungen wie „vor dem Ersten Weltkrieg“, „vor dem Zweiten Weltkrieg“; eine ihrer Geschichten reichte sogar bis zum Januaraufstand zurück, was von dem Massengrab auf dem örtlichen Friedhof bezeugt wurde. Die Aufschriften auf den Grabsteinen waren Polnisch, was mich, daran erinnere ich mich noch genau, in echtes Erstaunen versetzte. Ich war nämlich davon überzeugt, dass Deutsch die besondere Sprache der Friedhöfe ist, und dass es auf der ganzen Welt benutzt wird – diese schöne, fette Schwabacher Schrift.

Und wir? Nun ja, die Geschichte unserer Straßen und Häuser ist schmerzhaft auf den „ehemals deutschen“ Boden aufgeschlagen und konnte irgendwie nicht mehr weiter gehen. Wir hatten eine Amnesie und verstanden die Sprache der Welt, in der wir lebten, nicht ganz, auch wenn wir mit einzelnen Wörtern zurechtkamen. Die Häuser, in denen wir lebten, hatte man anderen Menschen weggenommen, und wir selbst waren aus den unseren, den anderen, den „ersten Häusern“, von denen man unablässig in der Familie meines Vaters sprach, rausgeworfen worden. Das war die grundlegende, die Gründungswahrheit. Und diese Tragik des Raumes, der schließlich als der eigene und einzige galt, hatte zur Folge, dass ich mich gegenüber den Familienhäusern in *Kielecczyzna* (Kielcer Land) irgendwie älter fühlte, und obwohl ich ein Kind war, hatte ich gleichsam den Eindruck, als hätte ich schon viel vom Leben erfahren, auch wenn es nicht mein Leben war.



Ring in Waldenburg (Wałbrzych),  
Postkarte vor 1945

In ebendieser Zeit, bei Gelegenheit dieser Reisen, begann ich langsam, intuitiv den Begriff *Zu Hause* zu definieren. *Zu Hause* – das sind die Dörfer, die sich an der Straße entlang ziehen, die steinernen, gemauerten flachen Höfe mit den Schutzbauten, die Mietshäuser in den Kleinstädten, abgekratzt und verfallen, und die hohen Zimmerdecken. Das sind die Bahnstationen an den Gleisen, die wie mit einem Teppich von gelb blühender Flechte bedeckt sind, die Schulen mit den Ziegelmauern und die engen, von den Rädern der Fahrräder zerfurchten Wege. Das sind die Feuerwachen mit ihren großen Fenstern, mit der Bühne, auf der man das Krippenspiel aufführte und Feiern veranstaltete. Die Marktplätze in den Kleinstädten mit den Barockskulpturen, die zum Dank für das Ende der Seuche errichtet wurden, und Johannes Nepomuk auf den kleinen Brücken über allen möglichen Flüssen und Flüssen. Der große kuppelartige Himmel und das charakteristische Licht, das dafür sorgt, dass man sich kaum verirren kann. Und dazu noch: der abbröckelnde, alte Putz, der feuchte Geruch aus den Treppenhäusern, die sich selbst wie Geister an den Mauern heraufbeschwörenden Aufschriften/Schilder von nicht mehr existierenden Geschäften, die Schaufensterauslagen der Antiquariate mit den Landkarten, die Mücken, der Geruch von schwarzem Holunder und Kalmus, erwärmt von der Hitze des Odermoors. Die überraschende Anwesenheit der Platanen mit ihren getupften Stämmen, als wären sie die Geparden inmitten der anderen Bäume. Die Eichen, ganze, riesige archaische Eichenwälder, die meine kindliche heidnische Phantasie entfesselt haben. Und immer irgendwo in Reichweite – die Anwesenheit der Oder oder ihrer Zuflüsse. Jeder Ort, Bach und Teich gehörten auf die eine oder andere Weise dem großen Land ihres Einzugsgebietes an. Das Wasser mit seiner, wie es scheinen könnte, weichen Sanftheit, das sich wie in einem Gruselmärchen von einem unschuldigen Wesen plötzlich in einen gewaltigen Dämon verwandelt. Das Waten im Wasser bis zu den Knöcheln, die Meliorationsgräben und die fröhlichen Augen der Sumpfdotterblumen, die immer um den ersten Mai herum erblühen. Die Schutzdämme, die ein Ort zum Spielen und Spazieren sind, aber auch Linien zum Trainieren der Vorstellungskraft. Wie weit wird wohl in diesem Frühling das darunter steigende Wasser vorrücken?

Und das Hochwasser, irgendein weiteres Hochwasser, das Wasser, das in das sichere, menschliche Innere eindringt, das unbegreifliche, unaufhaltbare, grauenvolle, wie der erste Engel der Apokalypse – das ist ein anderer von meinen wiederkehrenden Träumen. Ob das wohl auch ein Zeichen meiner Zugehörigkeit zu dieser Region ist?

Ich habe den Eindruck, dass sich das heutige Niederschlesien noch immer durch das definiert, was vor fast 70 Jahren geschehen ist – also durch den großen Bevölkerungsaustausch und seine gesellschaftlichen, historischen und psychologischen Folgen. Es ist erstaunlich, wie schwer es ist, neue, zeitgemäße Richtungslinien der niederschlesischen Identität zu finden. Selbst in den Werbespots für diese Region bleiben die Hauptideen *Das Geheimnis*, *Die Alten Bauwerke*, *Die Unterirdischen Gänge*. Dies ist mit Sicherheit ein Zeichen dafür, dass wir uns hier weiterhin fremd fühlen. Und ich bin gespannt, ob irgendwann der Augenblick kommen wird, in dem sich unsere kollektive niederschlesische Psyche für dieses ganze Übermaß an Erfahrung öffnet und beginnt, sie als die eigene zu betrachten. Aber vielleicht geschieht das schon jetzt.

# Shared Heritage – Niederschlesien erzählen

Ein Gespräch mit Olga Tokarczuk

in der Reihe „Shared Heritage – gemeinsames Erbe“  
am 28. Oktober 2021 im Literaturhaus Berlin



## Veranstalter

Die Beauftragte der Bundesregierung für  
Kultur und Medien (BKM)  
Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der  
Deutschen im östlichen Europa (BKGE)

## Herausgeber

© Bundesinstitut für Kultur und Geschichte  
der Deutschen im östlichen Europa  
Johann-Justus-Weg 147a  
26127 Oldenburg  
Telefon 0441 96195-0  
bkge@bkge.uni-oldenburg.de  
www.bkge.de  
Stand: Juli 2022

## Partner

**Li-Be** Literaturhaus  
Berlin

## Abbildungen

S. 2: Literaturhaus Berlin  
S. 14: Maria Luft, Dr. Silke Pasewalck, Dr. Sonja Longolius,  
Olga Tokarczuk, Olga Mannheimer

## Abbildungsnachweis

S. 2, 4–14, 26 © Susan Vaupel, Berlin  
S. 3 © Kristian Schuller  
S. 5 © Łukasz Giza  
S. 15–25, 27: Herder-Institut Marburg, Bildarchiv  
› S. 15 Inv. Nr. 147309  
› S. 16 Inv. Nr. 143127  
› S. 17 Inv. Nr. 176693  
› S. 20 Inv. Nr. 258660  
› S. 21 Inv. Nr. 249102  
› S. 23 Inv. Nr. 147503  
› S. 24 Inv. Nr. 109510  
› S. 27 Inv. Nr. 301735  
S. 19 Archiv Maria Luft

Design: legraph.de, Bremen



↳ Abgeerntete Felder am Zobtenberg (Sobótka), nach 1950



## Inhalt

Grußwort .....	3
Staatsministerin <i>Claudia Roth</i> MdB, Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien	
„Shared Heritage – Niederschlesien erzählen“ .....	4
Gespräch mit <i>Olga Tokarczuk</i> am 28. Oktober 2021, Moderatorin und Dolmetscherin: <i>Olga Mannheimer</i>	
„Das Schneewittchensyndrom und andere niederschlesische Träume“ .....	15
Essay von <i>Olga Tokarczuk</i>	



*Als Schriftstellerin habe ich das Glück, dass mir durch Gottes Mühlen der Geschichte ein Ort wie Niederschlesien zuteil wurde. Es ist ein großes Geschenk, ein Land zum Leben zu erhalten, das in der Sprache und Kultur, der ich angehöre, nicht erschöpfend erzählt wurde. Man muss alles von Neuem beginnen. Die Feder spitzen, damit sie imstande ist, alle leeren Stellen in Raum und Erinnerung auszufüllen. [...] – wie viele Geschichten sind hier zu spinnen, wie viele Dramen und Tragödien, wie viele Figuren, von denen nur ein undeutlicher Grabstein übrig geblieben ist, oder solche, die man überhaupt vergessen hat, weil die Grabsteine zum Bau von Gehsteigen benutzt wurden. [...] Und die Topographie, all die Kapellen, kleinen Brücken, Ruinen und verfallenen Schlösser, die Wege, die durch den Wald ins Unbekannte führen – das alles verlangt danach, erzählt, genannt, entschlüsselt und platziert zu werden in einer neuen, nächsten Erzählung.*

Olga Tokarczuk

